

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 281.

Donnerstag, 13. Oktober

1932.



durch die Liebe

ROMAN VON FEODOR VON ZOBELTITZ

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die paar höchst sachlich gehaltenen Zeilen gefielen dem alten Herrn. Er nickte seine Zustimmung, steckte das Schreiben in die Mappe zurück, spuckte den Kern seiner Birne auf die Erde, stand auf und schlenderte langsam durch den Garten bis zur Eingangspforte. In sommerlicher Sätttheit lag das Tal vor ihm, die letzten Wölkchen am Himmel hatten sich aufgelöst, die Sonne stand noch brandrot im Blauen und überfing den Schneestrich auf den Felsköpfen mit rosiger Tönung. Herr Ulrich schaute um sich und umfaßte mit weitem Blick sein Eigentum, linksseitig hinab, dem eiliger werdenden Bachgestrudel folgend, bis zur quelligen Helle des Haupttals, rechts um wieder aufsteigend mit den Kehren der Landstraße, die zwischen rauschenden Wildwassern in die Mitte des Hochgebirges führte, dessen mächtige Gipfel schon ihre Schatten abwärts in die Lichtfülle warfen. Da oben, umrahmt von Felsstürzen und Gletscherzungen, hatte man auch eine vielbesuchte Sommerfrische und einen berühmt gewordenen Winterportplatz geschaffen, der die Reste des alten Dorfteils allgemach auftraß mit dem Heißhunger der neuen Zeit. Dagegen ließ sich nichts sagen, die Eroberung der Berge ging im Eilschritt vor sich und gewiß, daß sie lohnend war, immer schon hatte der Mensch nach den höchsten Höhen gedrängt. Aber hier unten rollten die Fremden nur in Autos und Kraftpostwagen vorüber, und es war Erlau lieb, daß sie sich nicht festsetzten, sondern höchstens mit neugierigen Augen hinausschauten aus den Fenstern in dieses stille Geländestück zwischen der wandernden Welt. Natürlich, es wäre nicht schwer gewesen, auch im Tal eine der üblichen Sommerfrischen anzulegen mit Gasthäusern erster Klasse, mit Fünfsuhrtee und Jazzmusik und erlesenen Menüs, und man hätte sicher seine guten Geschäfte gemacht, denn von hier aus konnte der Fremdenstrom sich überallhin verästeln, tief in die Alpenwelt hinein, über ein Duzend Pässe in einen ganzen Kranz berühmter Höhen, bis in die breite Ebene der Rhone.

Aber nein, das wollte der alte Erlau nicht. Er war froh, daß er wieder einen Fleck Heimat Erde unter den Füßen hatte, für sich allein — für sich allein. Und gerade jetzt, da bei mählich sinkender Sonne das Rosa der Firne sich violett abtönte und der verblassende Himmel fahler wurde, da ein silbrig zitterndes Dämmer das Tal zu füllen begann wie in schweigender Schwermut — da quoll wieder die alte Schweizer Heimatliebe warm, warm durch sein Herz. So war es von jeher gewesen, und nicht nur bei den wilden Männern des eigenen Geschlechts. Seit den Freiheitskriegen hatte Abenteuerlust die Schweizer in Scharen in die Ferne getrieben, und immer war dann ein Augenblick gekommen, da selbst der höchste Sold die Reisläufer nicht mehr loden konnte, weil das Heimweh mächtiger wurde. Zuweilen hatte das auch Erlau gespürt in den buntesten

Jahrzehnten seines Lebens. Und nun er in der Ruhe saß, drängte ein anderes Gefühl sich störend hervor: das Alleinsein, das er gesucht hatte, um in dieser arbeitbewegten Ruhe für sich zu schaffen. Am Ausgang seiner Tage fröstelte ihn bei diesem ewigen Alleinsein. Eine absonderliche Leere wuchs in ihm und um ihn, und wenn er wie heute Umblid hielt über die schöne kleine Welt, die sein war, trat so etwas wie eine unbekannte Trauer in die Erlauschen Augen.

Eine Staubwolke wirbelte an der Kehre der Straße, ein Hupenschrei zerriß die Stille des sacht fallenden Abends. Der letzte Postwagen sauste am Erlenhof vorüber, er mußte an sechshundert Meter höher sein, ehe die Nacht kam. Aber oben war es immer noch hell, wenn im Engtal schon das Dunkel einbrach. Das kam in dem Augenblick, da das Schwarz der Berge die Sonne schluckte. Der große Farbenschmelz verblüß fast jäh, durch das feierlich werdende Schweigen rauschten nur noch die Bergwasser, und dann und wann klang aus der Ferne das in dieser Stille lauter vernehmbare Poltern eines Steinfalls oder von weit her das Krachen stürzender Eismassen.

Der alte Erlau schaute noch einmal himmelwärts und suchte nach Sternen. Aber die standen hinter der Wolkenwand, die in finsterner Gleitbahn sich über die Höhe vorschob, dabei war die Luft wärmer geworden und von trockenem Reiz. Ganz hinten über den letzten Gipfeln flammte es gelbweiß, ein schwach rollender Donner folgte. Erlau nickte: der Föhn hatte sich vom Norden her in das Tal gestürzt, hier konnte er Regen bringen. Den brauchte man.

Das „glückliche Unentschieden“.

Generalkonsul Döhler schlenderte mit Jutta den Höhenweg hinab, auf dem um diese Stunde die Musik im Pavillon spielte und die anwesenden Fremden aus aller Herren Ländern sich unter den alten Rußbäumen der Allee in der nachmittäglichen Promenade ergingen. Es wogte hier ein Menschenstrom auf und nieder, die großen Hotels Interlakens, eins neben dem andern, spien ihre Gäste aus, man wollte zum Konzert in den Kurjaal, in dessen Gartenanlagen am Abend auch ein Kunstfeuerwerk losknattern sollte, man setzte sich vor einem Café ins Freie, um Eis zu löffeln und abzuwarten, ob die Spitzen der Jungfrau sich zu einem hübschen Alpenglühn bequemen würden, man blieb vor den schon erleuchteten Schaufenstern stehen, in denen neuester Modetand sich häufte, Ansichtsarten in ungemessener Auswahl lockten, und daneben die ortsüblichen Schnitzereien, kleine Schweizerhäuschen, Figürchen aus dem Volk, hölzerne Gemsen auf hölzernen Felsen und immer wieder in allen Größen der unsterbliche Bär, das Wappentier des Berner Landes, auf allen Bieren sitzend, hockend und schönmachend mit den Vorderpranken.

Jutta hatte sich an den Arm ihres Vaters gehängt, man kam schwer vorwärts in dem Gewühl, alle Sprachen rauschten an ihr Ohr, eine elegante Welt umdrängte sie, die Damen in leistem Strassenschid vor dem Eveningdreh (das Englische wurde bevorzugt), die Herren zum Teil noch in sportlichem Kostüm, dies aber von höchster Feinheit, mehr für den Flirt geeignet als zum Bergtragen und höchstens für die Zahnradbahn auf die Schynige Platte. Jutta trug einen einfachen bräunlichen Homespun und auf dem dunklen Kopf eine feste Kappe aus gleichfarbigem Samischleder: niedlich und unauffällig. Aber sie war so hübsch gewachsen und hatte ein so blühendes Leben auf dem Gesicht mit den länglichen Augen und dem adligen Näschen, daß die anfühlenden Männerblicke sich erklären ließen.

Vater und Tochter bogen vom Höhweg in die stillere Jungfraustraße ab, und Jutta nahm die Unterhaltung wieder auf, die auf der Promenade sich nur in Bruchstücken führen ließ, weil sie bei dem beständigen Ausweichen und dem unaufhörlichen Wortgeplätscher ringsum immer wieder abgerissen wurde.

„Ja, höre, Papa“, sagte sie, „was ich dich fragen wollte — jetzt kann man doch wenigstens hintereinander weg reden —, was ich dich fragen wollte: Ist es dir nicht unangenehm, mit den beiden andern — Herren zusammenzukommen? Und was ist denn eigentlich los? Mama hat mir nur kurz gesagt, ich möchte mit Hede Stetten in unserm Zimmer bleiben, sie habe eine Konferenz mit dir, Onkel Bürgli und dem Grafen Caylus. Daß sie mit dir über mich zu sprechen hat, ist ja natürlich, dafür bin ich eure Tochter. Aber mit ihren andern Männern ist doch die Geschichte längst aus. Hede findet das schrecklich komisch, es sei ein famoser Lustspielakt — man könnte so eine Art umgekehrtes Urteil des Paris daraus machen. Ein bißchen drollig finde ich es auch.“

„Ich ebenfalls“, entgegnete Döhler mit seiner immer gleichmäßig ruhigen Stimme. „Aber um eines zweifelhaften Scherzes halber hat uns deine Mutter sicher nicht zu sich gebeten. Im übrigen hat man sich ja immer in klüglicher Güte einigen können und ist über den Trennungstisch hinaus in harmlosem Verkehr geblieben. Dazu kommt, daß mich mit Bürgli eine Jugendfreundschaft verbindet, und daß mir späterhin auch Caylus nähergetreten ist. Das nimmt schon der verblüffenden gemeinsamen Einladung etwas von ihrer grotesken Seite.“

„Ja, das ist richtig“, sagte Jutta, „jedenfalls ist nichts Aufsehenerregendes dabei, ich glaube auch nicht, daß die Mama als weiblicher Paris eine gute Figur machen würde. Es wird sich wahrscheinlich wieder um ihr glückliches Unentschieden handeln.“

Döhler lächelte. Er entsann sich, daß Grittie in der Periode ihrer eifrigsten Sportzeit beim Eishockeytreffen dreimal mit einem unentschiedenen Spiel abgeschlossen hatte, was günstig für sie lag, weil die erlaubte Verlängerung ihr neue Chancen bot, und daß man ihr daher den Spitznamen „die glückliche Unentschiedene“ gegeben hatte, der heute vergessen war.

„Des Herrn von Bürgli“, fuhr Jutta fort, „entfinne ich mich noch aus meiner Kindheit, habe ihn später auch wiedergetroffen und Onkel nennen müssen, was mir zuerst nicht immer ganz glatt von den Lippen kam. Er ist so pittefein, so fürchterlich elegant — aber sonst gut zu leiden, ich habe nichts gegen ihn. Den Grafen Caylus habe ich nie gesehen, es war ja mit ihm auch bloß ein Ehechen, keine ausgewachsene Ehe — was ist das für ein Herr?“

„Ein lieber und anständiger Mensch, Jutta. Ein Künstler — und wohl ein bißchen leichtsinnig, aber immer fidel, nicht so ein trockener Bürokrat wie dein Vater.“

Jutta drückte den Arm Döhlers fester an sich. „So darfst du nicht sprechen, Papa“, sagte sie, „du bist gar kein trockener Bürokrat — und daß du das Leben seriöser auffaßt, mag recht gut für mich sein. Ich habe auch eine Portion Erlauchen Blutes in den Adern...“ Und etwas zögernd fragte sie: „Wie wird es denn nun mit uns?“

„Liebling, das kann ich dir erst sagen, wenn ich mich mit der Mama verständigt habe. Ich weiß noch nicht,

ob sie wieder auf Reisen gehen will — gegen Italien oder Südslawien meinetwegen würde ich nichts einwenden, aber nach Indien oder Korea oder in derlei Gegenden lasse ich dich nicht mit. Vorläufig kannst du auch noch deine sommerliche Freiheit mit den Pensionsfreundinnen ausnützen. Für alle Fälle hat Frau Bellot schon dein altes hübsches Zimmer bei mir instand gesetzt, du hast sogar neue Möbel bekommen, weiß mit lichtgrüner Einfassung, und das Schlafkabinett daneben ist der Abwechslung halber ganz in Blau gehalten, was Frau Bellot sehr schön findet, mir aber zu himmlisch in den Farben ist...“

Sie standen jetzt am Abhang des Kleinen Rugen und hatten die Villa Gritties gerade gegenüber. Das war ein verschwenderischer Bau mit Erfern, offenen Balkonen, großer Loggia und breiter Freitreppe in den Vorgarten. Umfangreicher war der rückseitige Garten mit seinen alten schönblättrigen Ahornbäumen und dem Durchblick auf die Höhenmatte und die Berge im Hintergrund von der Terrasse aus. Das Ganze war malerisch gruppiert und doch zugleich architektonisch geschlossen, frei stehend mit allseitigem Licht- und Luftzutritt, eine Kunstleistung Gritties, viel zu groß für sie, aber sie schwärmte für Raumfülle und kümmerte sich wenig darum, daß dieses Ausmaß auch zahlreiche dienende Geister benötigte, deren sie für die eigene Person am wenigsten bedurfte. Wenn sie auf Reisen war, lungerten die Domestiken herum, bis unvermutet ein Eiltelegramm von ihr eintraf, das die ganze Gesellschaft gewaltig auf die Beine brachte. Einschränkungen des Haushalts hatte Grittie erst in letzter Zeit vorgenommen, als ihre Renten sparsamer zu fließen begannen. Reit- und Kutschpferde wurden abgeschafft, es verblieben nur die drei Autos in der Garage; der sogenannte Haushofmeister, ein würdiger Mann und ausgezeichnete Rechenkünstler für sich selbst, flog an die Luft, immerhin krabbelten noch zur Genüge Leute in der Villa umher und taten so, als ginge es nicht ohne sie.

Aus dem Vorgarten klang die helle Stimme Hede Stettens Jutta entgegen. Sie stand zwischen den Rosen und schnitt die letzten Blüten der Sommerreife ab, die sie in ihrem Körbchen sammelte. Jutta stellte ihren Vater vor, er reichte ihr die Hand und sagte ein paar freundliche Worte.

„Zwei Herren sind schon da“, raunte sie Jutta zu. „Wo ist die Mama?“

„Im kleinen Speisesaal. Ich soll ihr noch ein paar Rosen bringen.“ „Und wo stecken die Herren?“

„Hinten auf der Terrasse.“ Döhler wandte sich an Jutta. „Das Zwiegespräch mit der Mama mußt ich aufschreiben“, sagte er. „Sie hat jetzt mehr im Kopf. Es eilt auch nicht, es wird sich alles finden. Ich gehe zu Bürgli und Caylus. Adio so lange.“

Er umschritt das Haus und traf die beiden andern auf der Terrasse, wo sie die Aussicht bewunderten und eine letzte Zigarette qualmten. Die Mädchen stürmten indes die Freitreppe hinauf, Hede verlor in der Hast ein paar Rosen aus ihrem Korbe, beide wollten sie gleichzeitig aufheben, stießen dabei mit den Köpfen zusammen und quiekten.

„Au, mein edelster Teil“, rief Jutta. „Und meine schöne Frisur ist verwuschelt“, klagte Hede.

„Kinder, so kommt doch nur“, erscholl von oben herab die Stimme Gritties. Sie stand im Portal, eine hohe Figur im buntblumigen Chinakrepp, immer noch herrschend in der Erscheinung, das feinprofilerte Gesicht mit großer Zartheit jugendlich verschönt und überstrahlt von dem rücksichtslosen Glanz ihrer Augen.

Die Mädchen waren neben ihr und rieben sich die Köpfe.

„Hede hat einen so harten Döck“, sagte Jutta. „Deiner ist auch nicht ohne“, antwortete Hede, „ich kriege eine Beule am Stirnbein.“

„Leg dir einen kalten Umschlag drauf“, versetzte Grittie. „Und nun los! Verteilt die Rosen in die Vasen und dann zieht euch zurück.“ (Fortsetzung folgt.)

Abschiedssignal.

Von Gunnar Thorstensen Bihl.

— — — Und dann fuhr der Dampfer . . .

Eine Bananenschale wurde von den wirbelnden Wassern in der Schraube aufgesogen und verschwand. Die Sonne schien auf die glitzernden Wellen und die Krane des Hafens, es sei nichts geschehen. Vom Promenadendeck flatterte ein weißes Taschentuch wie eine Signalfarbe. Ein Abschiedssignal: nun fahre ich in ein anderes Land . . . und falls du nicht weißt, dann kannst du es wohl erraten . . . zu einem anderen Mann! Das Taschentuch war sehr weiß, rein wie die Unschuld. Ach ja, die Unschuld! Er küstete mechanisch den Hut, winkte und sah, wie die Bananenschale aus dem Trudel auftauchte. Sie kam in zwei Teilen hoch — erst ein Stückchen, nach einer Weile noch eins. Das Schiff glitt zwischen anderen Dampfern fort. Es ließ eine schwarze Rauchwolke zurück, und der Rauch lag noch lange in der Luft vor ein Strich, ehe er verslog. So still war es.

Er beobachtete, ob noch ein Stückchen der Bananenschale auftauchen würde. Aber es kam nichts mehr. Der Dampfer scherte hinaus ins Meer; und das Taschentuch war nicht mehr sichtbar. Mit einem Glas würde er wohl sehen können, ob sie es mit einer koketten Geste in die Brusttasche zurücksteckte . . . aber — warum sollte er eigentlich mit einem Glas nachsehen? Er verstand wohl, daß die kokette Geste und alles, was an ihr schön war, nun einem anderen gehören sollte. Er war ja nicht blind. Aber falls er sie nicht wirklich nicht, wenn es auch aufrichtiger gewesen wäre, ihn bitten, nicht mit an den Dampfer zu kommen. Sie wollte er natürlich bis zuletzt hofiert werden, es sollte jemand bei sein und merken, daß sie zu einem anderen fuhr . . . die ewige Lust der Frau, zu prahlen. In einigen Stunden würde der andere an einem anderen Kai stehen, das Anlegen des Schiffes erwarten, und sie würde ihm mit demselben Taschentuch zuwinken und lachen und an seinem Arm davonrennen, würde vor Freude und Triumph zittern. Aber an dem, den sie zurückließ, würde sie nicht denken, wenigstens nicht von ihm sprechen . . .

Die Erinnerung an ihn bewahrte sie für sich allein, als Anterie . . .

Die Sonne schien und das Schiff war verschwunden. Das Meer lachte Menschen. Sie hatten keine besondere Veranlassung dazu, aber sie waren trotzdem froh — die Glücklichen, die das konnten —, nachdem sie abgereist war . . . Er war in das grüne Wasser. Das bewegte sich leicht, wie eine weiche Brust, nachdem der Dampfer fort war. Das Wasser lachte auf, es war von dem Schiff befreit und nun konnte es es wollte, plätschernd an den Kai schlagen. Ja — er war nun auch frei, ganz frei. Sie konnte soviel sie wollte in den Häfen anderen Männern zuwinken. Ha, ha! Es war das so einfach. Er glaubte, lachen zu können, aber es war ein Seufzer daraus, und er sah geistesabwesend in das Meer. Wie war doch alles gleichgültig. Ob etwas anfangen beendet war, glückte oder mißglückte, was bedeutete es? Das Wasser war grün und falsch wie Rakengaugen. Es glatt und nicht ganz rein hier im Hafen, aber vor allem war es falsch. Wo war die Bananenschale nur hingekommen?

Er fühlte eine Hand auf seinem Arm und drehte sich um. Alles war ja so gleichgültig. Er fuhr zusammen, blinzelte, kniff die Augen zusammen und öffnete sie wieder. Da stand sie und lachte ihn an. Sie? — Ihre Augen waren klar, aber etwas feucht wie von Tränen . . . Nein, er zu sich selbst, nun geht es zu weit . . . Wie entstehen Trugbilder? Man konnte es wissenschaftlich sicher erklären, mit Müdigkeit des Gehirns. Willenslosigkeit. Sie war doch auf dem Weg zu einem anderen! Er betrachtete sie, schlief er oder als begegne er ihr im Traum. Leise und einer weichen Färbung der Stimme, sagte sie da:

„Ich konnte nicht reisen, du sahst so traurig aus . . . Ich bin nicht traurig machen.“ Plötzlich lachte sie auf. „Wie in aller Welt kann man so blind sein? Merkst du wirklich nicht, daß ich sofort wieder an Land ging? Ich habe nur beim Zoll noch warten müssen.“ Sie lachte. „Wem winkst du denn eigentlich zu?“

Er sah sie verwirrt an, sah eine Minute lang ins Wasser und sagte dann mit Anstrengung:

„Wem ich zuwinkte? Nein — ich stand nur da und sah die Bananenschale nach, die du ins Meer geworfen hattest . . .“

(Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen.)

Federmann.

Grammophon.

Federmann kommt zu Horniebel. „Du“, sagt er, „ich komme heute abend Besuch. Kannst du mir dein Grammophon leihen?“

„Natürlich“, nickt Horniebel. „Wieviel Platten soll ich dir mitgeben?“

„Dreißig bis vierzig“, überlegt Federmann, „das wird genügen.“

Horniebel packt das Grammophon und die Platten ein.

„Und hier“, sagt er, „hast du noch ein Paket Nadeln.“

„O danke, nein“, schüttelte Federmann den Kopf, „die brauche ich nicht. Wir haben noch eine vom vorigen Mal.“

Sehprobe.

Federmann ist kurzichtig. Federmann geht zum Augenarzt. „Lesen Sie das, so weit Sie können“, sagt der Augenarzt und hält ihm — in zwei Meter Entfernung — eine weiße Tafel vor, auf der, zunächst in großen, dann in immer kleiner und schließlich winzig werdenden Buchstaben, ein paar Gedichtzeilen stehen. Federmann liest: „Die Trommel gerührt — das Pfeifchen gespielt — mein Liebster gewaffnet — dem Haufen befehlt — die Lanze hoch führt — die Leute regiert.“ — Wie klopf mir das Herz — wie wallt mir das Blut — oh hätt ich —

„Halt“, unterbricht der Augenarzt, „das ist ja phantastisch. So weit hat das Gedicht noch keiner meiner Patienten lesen können.“

„Kein Wunder“, sagt Federmann, „ich kann es auch auswendig.“

Die Untersuchung.

Federmann hat eine Kopfertüftung gehabt. Die Kopfertüftung ist auf die Ohren geschlagen. Federmann ist so gut wie taub, und als es nicht besser wird, geht er zum Arzt.

„Wo fehlt's denn?“ fragt der Arzt.

„Wie?“ hebt Federmann den Kopf.

„Wo fehlt's, und seit wann hören Sie schlecht?“ ruft der Arzt.

„Wie?“ beugt sich Federmann vor.

„Seit wann hören Sie schlecht?“ brüllt der Arzt.

„Über Federmann zuckt die Achsel. „Ich verstehe kein Wort“, sagt er.

Da nimmt der Arzt den Bleistift und schreibt: „Bitte, erklären Sie mir schriftlich, wann und wodurch Ihr Ohrleiden entstanden ist.“

Federmann nimmt den Zettel, führt ihn zum Gesicht und schüttelt den Kopf. „Sie müssen mir den Zettel schon vorlesen“, sagt er, „ich habe meine Brille vergessen.“

Das Motorrad.

Vor einer Woche hat sich Federmann ein Motorrad gekauft.

„Wie bist du eigentlich mit ihm zufrieden?“ fragt Müde.

„Es geht nicht mehr“, ächzt Federmann, „es ist einfach nicht mehr zum Aushalten. Ich muß möglichst schnell ein anderes Motorrad haben.“

„Nanu?“ schüttelt Müde den Kopf, „weshalb denn nur?“

„Ich kann“, sagt Federmann, „ich kann die Raten nicht mehr bezahlen.“

Refumé.

Federmann geht zum Finanzamt. Gerade wie er das Portal betritt, fällt ihm ein Dachziegel auf den Kopf. Federmann bricht zusammen.

Die Straße ist menschenleer. Aber ein Beamter, der den Vorgang aus dem Fenster beobachtet hat, rennt die Treppen hinunter, trägt Federmann in ein Zimmer, besprengt ihn mit Wasser und verbindet ihm die blutende Wunde.

„Na?“ lächelt er, als Federmann die Augen aufschlägt, „was sagen Sie nun?“

„Was soll ich nun sagen“, zuckt Federmann die Achsel. „Wenn die Beamten in den Finanzämtern nicht aus den Fenstern guckten, anstatt zu arbeiten, wäre ich verblutet.“

Devisenbestimmungen.

Gestern sind zwei Kriminalbeamte gekommen und haben Federmann verhaftet. Müde besucht ihn im Untersuchungsgefängnis. „Um Gottes Willen“, ringt er die Hände, „was ist denn los? Was hast du verbrochen?“

„Ich soll gegen die Devisenbestimmungen verstoßen haben“, sagt Federmann.

„Ja, und —?“ fragt Müde. „Hast du es denn wirklich getan?“

„Weiß ich —?“ zuckt Federmann die Achsel. „Die Gerichtsverhandlung ist ja erst am Montag.“

Die trennende Kluft.

„Ich bin jetzt jeden Tag im Strandbad“, erzählt Müde, „nicht nur der Strand und die Sonne und das Baden ist schön,

sondern schon ist vor allem, daß dort der Mensch eben Mensch und sonst gar nichts ist. Wenn man sich, in der Badehose, die Haut braun brennen läßt, fällt jede trennende Kluft zwischen politischen Gegnern, zwischen Arbeiter und Bantdirektor einfach weg. Merkwürdig eigentlich, nicht wahr?"

"Wie so merkwürdig?" zuckt Federmann die Achsel. "Wie soll es denn eine trennende Kluft geben, wenn Ihr sie alle in der Badelabine ausgezogen habt?"

Schlenderpreise.

Im Kasinoaal findet eine Bilder versteigerung statt. Federmann kommt, fünf Minuten vor Beginn der Versteigerung, setzt sich in einen Klubessel, zieht ein Paket aus der Tasche und widelt ein Butterbrot aus und ein hartgebacktes Ei.

"Verzeihung", sagt der Auktionator, "Sie können hier aber wirklich nicht frühstücken!"

"Frühstücken?" fragt Federmann, "wie so? Ich habe gehört, man kann hier zwei Meter große Ölgemälde für ein Ei und ein Butterbrot kaufen."

Überredungskunst.

Federmann verkauft Wohltätigkeitslose. Federmann rennt von Haus zu Haus.

"Kaufen Sie mit ein Los für zehn Mark ab", bittet er den Kommerzienrat Hanübel. "Erster Preis: ein Landhaus mit großem Garten."

"Danke, danke", lächelt Hanübel. "Ich habe schon ein Landhaus mit großem Garten."

"Aber Herr Kommerzienrat", sagt Federmann, "bei zweihundertfünzigtausend Losen — warum sollten Sie gerade das Landhaus gewinnen!"

Verwendung.

Federmann macht eine Dampferfahrt auf dem Mitteländkanal. Federmann steht neben dem Kapitän. Die Gegend ist trostlos. Kein Baum und kein Strauch am Ufer, nur hin und wieder qualmt ein Fabriksschornstein. Dazu ist das Bier, das es auf dem Dampfer gibt, warm, und zu essen kann man überhaupt nichts bekommen. Aber die Sonne scheint, der Himmel ist blau, und die Vögel zwitschern.

"Schade", sagt Federmann zum Kapitän und zeigt mit dem Finger zum Himmel hinauf, "wirklich schade um das schöne Wetter."

Lokomotiven.

Federmann fährt mit der Kleinbahn. Plötzlich, mitten auf der Strecke, hält der Zug. Eine zweite Lokomotive wird vorgepannt, und dann geht es weiter.

"Warum denn das?" fragt Federmann. "Ist etwas passiert?"

"Nein", schüttelt der Schaffner den Kopf, "die Strecke nach Krant hat eine starke Steigung, da genügt eine Lokomotive nicht."

"Aha", nickt Federmann, "und von Krant aus genügt wieder eine Lokomotive?"

"Jawohl", sagt der Schaffner.

"Und die Hügel, die von Krant wieder zurückfahren —?"

"Haben natürlich auch nur eine Lokomotive", wird der Schaffner ungeduldig.

"Donnerwetter", sagt Federmann, "und was machen die Leute in Krant mit all den Lokomotiven?"

Katarth.

Federmann geht mit Peter spazieren. Peter ist zehn Jahre alt und stark erkältet.

"Wenn doch endlich mein Schnupfen aufhört", sagt er.

"Das ist kein Schnupfen", schüttelt Federmann den Kopf, "das was du hast, ist ein Katarth."

"Katarth?" fragt Peter. "Kenne ich nicht. Wie schreibt man denn das?"

Federmann überlegt einen Augenblick. "Du hast recht", sagt er dann, "es ist doch ein Schnupfen."

Kinderspeisung.

Peter, Liesel und Hanne besuchen Federmann. Federmann zeigt den Kindern den Garten. Dann nimmt er eine große Blechschachtel, macht den Deckel auf und gibt jedem Kind einen kleinen Vanille-Keks.

"Du", zieht Mäde Federmann beiseite, "warum gibst du ihnen denn nicht mehrere?"

"Wie so?" schüttelt Federmann den Kopf, "ein Vanille-Keks schmeckt doch wie der andere."

Th.

"Hör' mal", sagt Mäde, "du mußt dich aber allmählich an die neue Orthographie gewöhnen. Lun und Tod schreibt man nicht mehr mit th. Das einzige deutsche Wort, das noch mit th geschrieben wird, ist: Thron."

"Wie so?" fragt Federmann, "und Preßlufthammer?"

Zwei Lausbuben.

Eine Geschichte um Schubert und Schwind.

Von Heinz Steguweit.

Wenn auch der große Kaiser Napoleon zu Wien einen Frieden verschrieb, daß die Bürger zusammengebuddelt im Schatten und weinend über das Pflaster am Graben huschten: Was so echte, rechte Buben waren, mit neunzig Grad Trug im Gesichtel, gar den Schall mit hundert klingelnden Schellen im Nacken, die piffen sorglos in den blauen Himmel, denn was die Franzosen anging, gelt, wirdens eh wieder fortgehn, wie's halt auch herkommen san.

Da brütete denn der hochgelahrte Hornbrillenmagister Franz Xaver Schönberger auf dem Kathederl vons Seminar zu Sankt Värbele, stützte das verhärmt Gesicht in die Fäust und zuckte bei jedem Trommelwirbel jach zusammen, den unten über d'Gassen stolpert, wo General Rapp seine Füsiliersuchen ließ, daß sie in Tirol den sakrisch verfluchten Hofer vom Iselberg schössen.

Und Franz Xaver Schönberger hatte ganz die Letzt seiner Lateinstunde vergessen, als ihm drei dicke Tropfen von den Augen fielen, als er über die matt behauchten Brillenscheiben wegblickte und im scheuen Flüsterton seinen Seminaristen sagte: "Gelt, ihr Bub'n, ihr versprecht mir halt all'sammen einmal starke Soldaten zu wern, daß ihr mal nachholt, was der Herzog Karl veräumt hat!"

Da nickten ihm die fünfzig Struwelköpfe der Lausbuben kräftig bejahend zu, nur einer kitzelte unverwandt in seinem Schreibheft herum, und sein Nachbar malte summend dicke Notenpunkte, als Franz Xaver Schönberger leise, wie ein Panther auf Filzsohlen, vom Kathederl schlüpfte dem einen seine frisch stizierten Weaner Madeln und den andern seine hüpfenden Notenpunkte derart um die erschrocken Ohren zu schlagen, daß die ganze Seminarklasse zusammenfuhr wie ein Rubel Schafe vor dem Peitschenknall:

"Natürli, 's Moritzl muß eh wieder Figurn malen, und der Bertl Franz baut Notenpunkte, nee —, aus euch werdet eh Zigeuner, aber nie nit rechte Männer fürs Vaterland, nee, nie nit!"

Damit zog er beide an den blau gezwickten Ohrläppchen von den Sihen hoch, spedierte sie aus dem Zimmer in d'Klass'n hinein ins Arresthäusl, wo die zwölfjährige Künstler nach Herzenslust ihren malerischen und musikalischen Leidenschaften obliegen konnten.

Indessen paukte Schönberger seinen Lieblingen den bellum gallicum getreulich weiter in die dampfenden Köpfe, bis, ja, bis ein Gesang melodisch so reich an Sehnsucht an dem Flur klang, just an der Stelle, wo die Tür zum Arresthäusl vor einer halben Stunde zornig ins Schloß donnert wurde. Da floß es mit weichen Knabenstimmen aus den Spalten und Ritzen:

Sah ein Knab' ein Röslein steh'n,

Röslein auf der Heiden . . . !

Schönberger hielt inne, und mit ihm spitzten seine gebliebenen achtundvierzig Seminaristen die heißen Rubenohren.

"Sakrisch", schluckte Schönberger und wurde fast demüth vor dem Sang, "sakrisch, dös san de Arrestanten, der Moritz und der Bertl Franz!"

Dann ging er hinaus aus der Stub'n, horchte im Thürlage mild die brennende Ohrmuschel auf die Tür des Arresthäusl, begann schier weich und weh zu werden vor d' Viedel und konnte nicht anders, als die Tür leise öffnen und sagen:

"Kommt, Moritzl, und du, Franzl, kommt wieder in die Klass'n und paßt eh gut auf, hernach könnt ihr wieder malen und komponieren, aber gelt, werdet gute Soldaten!"

Die Buben nickten und kamen zurück, und mögen auch keine Flinten und Säbel hernach getragen haben: Aber der eine malte und der andere in Liedern der Ewigkeit, gelt, sie haben damit doch deutsch und echt das Welsche gesoffen!

Ja, der Moritzl Schwind und der Franzl Schubert, die Lausbuben!